Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 12 (1947-1948)
Heft: 4

Artikel: Heimat und Fremde : Bemerkungen eines Urlaubers
Autor: Rudin, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859781

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

21. Nov.	(Sonntag) Feldpredigt in Zofingen.
22. Nov.	Zofingen—Ettiswil, 19 Km. Biwak.
23. Nov.	Ettiswil—Grosswangen—Hellbühl, 21 Km. Biwak.
24. Nov.	Einmarsch in Luzern.
25./26. Nov.	Luzern—Emmenbrücke—Thorenberg.
27. Nov.	Hellbühl—Willisau, 21 Km. Quartier bis 6. Dez.
6. Dez.	Willisau—Schötz—Reiden, 16 Km. Quartier bis 10. Nov.
10. Nov.	Reiden—Schötz, 9 Km. Quartier bis 12. Nov.
12. Nov.	Schötz—Zofingen—Olten—Trimbach, 25 Km.
13. Nov.	Trimbach—Läufelfingen—Liestal, 24 Km.
14. Nov.	Demobilmachung und Entlassung.

Heimat und Fremde.

Bemerkungen eines Urlaubers. Von Willy Rudin.

Zum Geleit. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist ein Baselbieter, der nach einem 27-jährigen Aufenthalt auf Java in Niederländisch Indien im vergangenen Sommer zum erstenmal wieder in die Schweiz zurückgekehrt ist. Willy Rudin hat als initiativer Pflanzer seiner alten Heimat alle Ehre gemacht und auch in der grauenvollen Zeit der japanischen Invasion und der nachfolgenden Kämpfe seine Pflicht voll und ganz erfüllt. Trotz dem gewaltigen Erleben ist unser lieber Schulkamerad der Gleiche geblieben. Seinem scharfen Blicke entgeht zwar nichts, was in unserem vom Krieg verschonten, blühenden helvetischen Gauen nicht in Ordnung ist; aber überall spürt man die Heimatliebe, die «vüredrückt». S.

Das köstliche Wort «Heimat» kennt bekanntlich keinen Pluralis. Wer unter Palmen gewandert ist — so sagt das holländische Sprichwort — wird reich und arm zugleich. Sein Leben pendelt zwischen zwei Polen. Es ist im Heimatgrund verwurzelt und wächst und rankt wie Efeu an der ihm eigentlich fremden Stützmauer weit über seine eigene Tragkraft hinaus.

«Die weite Welt» — das ist mein Leben, gestellt in den Abbruchprozess eines veralteten, in vielem exzellenten Kolonialsystems, das an Zweckmässigkeit und Fürsorge für den Eingeborenen seinesgleichen in der Welt suchte; das aber aus der Zeit ist und darum verachtet und verleumdet wird, und dessen Liquidation in Lüge, Grauen und Chaos endet.

Eine weltgeschichtliche Notwendigkeit für den unbeteiligten Neutralen, Elend und Enttäuschung für den, der auf der verlierenden Seite steht und das Zeug zum Ueberläufer vermisst!

Die «endlosen» Spitteler'schen «Steinhaufen» Basels, diese solide, doch merkwürdig farblose Fassung für den leuchtenden Rubin überm Rhein — das rote Münster zwischen Pfalz und Rittergasse mit seinem einmaligen Münsterplatz — das alles ist Heimat, aber auch bestes Europa.

Was von hier und der alten Universität ausging, das fand weit über die Grenzen reichen Widerhall. Wehmütig gedenkt man der Zeit, wo hier noch das Herz von Alemannien schlug, und das Antlitz der Stadt nach Norden wies.

«Das isch Basel, d Stadt vo mym Härz!» — der ich mehr verdanke als nur einen guten Schulsack, der glücklicherweise nicht so vollgestopft und verschnürt wurde, dass nicht noch etwas hineingegangen wäre — in den folgenden Jahrzehnten.

Nein, eine europäische Stadt ist dieses liebe Nest am abgedrosselten Rhein, wenigstens in seinen Manieren, noch nicht geworden, trotz der schönen neuen Universität, der «gäbigen Ciba», deren «Cibazol» ich im Camp mein Leben verdankte, und des ganz unerhörten Hörnlifriedhofs. Sie sind verschlossene und gehemmte Kleinbürger geblieben, meine lieben Basler. Aber eines muss man ihnen doch lassen: Wenn sie tot sind, zeigen sie Format! Dann holen sie da drüben am Hörnli, wo meine Mutter und mein liebster Lehrer liegen, noch ein, was sie im Leben vermissten: Freiluft und Ellbogenraum.

«Das isch Basel, d Stadt vo mym Härz . . .»

*

Was ich jetzt vorbringen möchte, ist mir so wert und teuer, brennt mir so tief im Blut, dass ich mit verlegener Geste die Barrière wegnehme, die bürgerlicher Anstand aufgeworfen hat — vor diesem grausigen Sumpf dunkler Sentimentalitäten, den man das menschliche Herz nennt.

Ich bin aus altem Bauerngeschlecht, vom Schneckenberg, dem kleinen Einzelhof überm unverdorbenen obern Teil von Bubendorf. Der Grossvater hat ihn verkaufen müssen und ist als Posamenter samt seiner zahlreichen Kinderschar in die Stadt ausgewandert. Die meisten Rudin haben Karriere gemacht; andere sind verschollen. So sind die «Ruedi» früher auch hinter «Trummen und Pfyffe» nach Pavia und Besançon gezogen, wenn der Hunger zu hart drückte. Ein Hans Ruedi von Arboldswil steht als letzter auf der Liste der Baselbieter, die sich bei St. Jakob an der Birs opferten *). Irgend etwas Unbefriedigendes ist uns im Blut geblieben: kalte Berechnung und Schwermut merkwürdig gemischt; Treue zum Einfachen und zum gegebenen Wort, daneben ein revolutionärer Sinn, der mit dem Kopf durch die Mauer rennt, wenn Ueberredung nicht mehr nützt. Das haben wir vielleicht vom «roten Marti», der anno 1833 in der Hard einen so bösen Stutzen führte und den man in der Familie noch heute gern zitiert. Eine historische Figur, die uns wenigstens kein Geld kostete!

Die Frauen waren herrschsüchtig und schwierig, auch wenn sie nicht alle Dunkel hiessen wie die böse Grossmutter.

Mütterlicherseits stamme ich von den Vogt und Simon aus der Mühle in Allschwil ab, wo sie noch heute einen guten Namen haben. Wenn sie nämlich nicht taugten, zogen sie aus dem Dorf in die Stadt. Im «Flügelrad» im «Chuchigässli» hängt unser Stammbaum an der Wand in bunter Pracht — im übrigen wenig überzeugend.

Die Simon haben welsches Blut und sind labiler Art. Sie haben als Künstler, Alpinisten, Weltverbesserer und gastfreie Weinkenner Namen gemacht, waren gross im Geldausgeben, bis die mitleidige Pfrund sie aufschluckte. Grossvater und Onkel waren Originale. Der Grossvater trug immer rote Juchtenstulpen und soll einmal vierspännig nach Paris gefahren sein. Sein Sohn hat nichts hinterlassen als einen europäischen Namen: klassischer Alpinist. Im Bahnhof Zürich steht sein Werk oder wenigstens, was davon verkäuflich war, nämlich das in der Familie berüchtigte Relief der Berneralpen.

*) Siehe Baselbieter Heimatbuch, II. Band. S. 119.

In der Mühle zu Bubendorf hat meine Mutter ihre letzten verdüsterten Jahre auf dem Bänklein neben dem Haus «verstrickt». Diesen Frühling habe ich dort einen schweren Kampf gefochten. Sollte ich nicht oben im Dorf den steilen Hang zum Schneckenberg hinaufsteigen und «à bout portant» das Gütlein dem Besitzer abkaufen? Den Beweis, dass ich von Landwirtschaft etwas verstehe, hätte der «Java-Ruedi» wohl erbringen können! Dann hätte ich freilich gerade noch genug in der Tasche gehabt, um nach Dübendorf abzudampfen und reumütig und viel zu plötzlich für meinen Sinn zu den «blockierten Resultaten» meiner tropischen Reisläuferei zurückzukehren.

Und so kamen die vernünftigen Erwägungen des kühlen Rechners: dass man von ravissanten Aussichten selbst nicht temporär leben könne, dass der Grund untief und «ruuch» und «lätz» gelegen sei... Nein, es wäre eine Dummheit und kein rentables Objekt gewesen, und ich hätte auf diesem Gebiet einen Namen verloren. So kehrte ich mich um und sagte mir, dass der Schneckenberg eine neue Sorge zu den vielen andern würde. Den Ausschlag zu dieser Abkehr gab aber das Wissen, dass hinter mir ja kein Rudin mehr steht.

Ueber die letzte Rudin wäre allerdings allerhand zu berichten. Sie hat von der Mutter römisches Blut unterm blonden Fell, hat ihre Schulzeit im Konzentrationslager verbracht und muss darum noch viel Theoretisches und Anstand lernen. Uebrigens ist sie ganz holländisch geworden und nennt ihren Vater «den alten Socken». Auch ist sie eifersüchtig auf ihn, was enorm lästig sein kann. Viel Ehrfurcht vor dem Alter haben wir ja ebenfalls nicht gehabt; wenn man aber selber älter wird, ist das einem ganz unbegreiflich und zudem noch ärgerlich.

*

Aus dem Dunkel einer schwermütig-schwierigen Jugend funkelt mir ein Licht: die Erinnerung an Waldenburg, das trotzig-trauliche, werktätige Nest dahinten im Tal, wo die Welt beinahe aufhört. Es ist wahrhaftig ein einzigartig «ergötzliches Städtchen» dort zwischen Richti und Rehhag! Die alte Zwingburg hat dem etwas schwerflüssigen und kolderigen Menschenschlag für immer seinen Stempel aufgedrückt. Einen Schuss revolutionären Geistes haben sie nach wie vor im Blut, diese kantigen Hinterwäldler, selbst jetzt noch, da sie reich geworden sind an Uhren und an Schrauben.

Mit schiefem Blick sah ich, dass neumodische Architektur um das trauliche «Rosenheim» aus dem Kunstdünger einer künstlichen Hochkonjunktur aufgeschossen ist. In ganz einfachen Verhältnissen habe ich da — vor dem ersten Weltkriege — meine Schuljahre verlebt und zwar im Hause eines Straumann, wie da oben ja viele heissen. Ja, hier war es, wo eine negative Basler Bubenauslese in einem sehr positiven Schlauch fürs praktische Leben unterging, wo man alles essen lernte, selbst glasigen Speck und Holdermarmelade, wo man am Reissbrett und im Stall in wilder Konkurrenz arbeiten musste, um das Wohlgefallen der Pflegeeltern zu ergattern, wo man aber auch alle Schliche wusste, die man später nötig hatte, um sich im Leben durchzuschlagen.

Auch von der Bezirksschule wäre viel Rühmliches zu berichten. Noch stets wird hier eine alte und schöne Tradition hochgehalten, nämlich: Hefte sauber führen! Darin sind wir ja allen in der weiten Welt

turmhoch überlegen. Keiner kann so säuberlich seine Epistel abliefern — wie ein Waldenburger Absolvent.

Der «Hübel» zur Turnhalle ist die erste Schanze gewesen, die ich im Leben stürmen half. Viel «ruucher» ist es auch später nicht zugegangen in Krieg und Revolution. Dem «Waldenburgerli» bin ich schon am Bubendörfer Bad begegnet, gerade dort, wo eine neumodische Baumallee über die Frenke ins Heimatdorf hinüberführt. Es hat mich wieder erkannt, sich winselnd auf den Rücken gelegt und wie ein Dackel mit dem Schwanz gewedelt. Da es aber leer gewesen ist, wie ja früher auch an einem Werktag, hat es weiter kein Unglück gegeben.

Das grosse Geheimnis unserer Bubenzeit, das alte Doktorhaus, hat sich mir diesmal freundlich aufgetan. Nirgends habe ich mich so zu Hause gefühlt in den letzten Jahren, da ich ein Kofferleben führe, wie in diesem schönen alten «Besitztum». Es tut einem in der Seele gut, wenn man die liebsten Menschen so sicher und gesund im heimatlichen Hafen weiss, inmitten einer köstlichen Kinderschar, die allerdings schon um eine Generation komplizierter geworden ist. Hier ist alles solide, vom wohlgefüllten Keller bis in den krachenden Giebel hinauf. Die etwas rauhe Fassade verbirgt mehr an bodenständiger Kultur und verschwiegenen Ambitionen, als man so auf den ersten Blick erwarten sollte.

Im Türgang schlägt die Glocke noch immer lange nach. In meiner Jugend habe ich sie stets nur mit dem Tod im Herzen gehört. Da hatte man dem besten Freund das Stellmesser in wüster Eifersucht in den gespannten Hosenboden gestossen, um dem ganztätigen Ausflug nach Bern einen würdigen Abschluss zu verleihen. Oder es war einem ein Schuss ganz «lätz» abgegangen! In solchen Fällen holte der Herr Doktor in väterlichem Miterleben weit aus. Vom Zahnweh will ich gar nicht reden. Man «zog» damals noch ohne viel Milde mit altmodischem Schwung. Und wenn die Wurzel nicht kommen wollte, wurden die Tränen mit «Bäredräck» gestillt; denn solch ein Geschäft vertrug auch früher keine heulend heimwärts wankenden Kunden.

Dem alten Tor im Städtchen oben gilt meine tiefste Sympathie. Ihm verdanke ich mehr als der Schule und der häuslichen Erziehung, nämlich die Einsicht und den Willen, abseits zu stehen und das Getriebe der Welt vorüberfluten zu lassen: abseits, aber dann doch drei, vier oder fünf Stufen höher als das übliche Niveau, worauf die liebe Welt ihr wunderliches Wesen treibt.

Das ist beim Gugger ein ganz verflixter Kerl, der einfache, alte Turm da oben neben dem lärmigen Leben auf der alten Heerstrasse. Er ist eben ein Philosoph und glaubt nur an e i n Schlagwort und Programm: «Mer wai luege!» Und es ist lange gegangen, bis er die Uhrenfabrik über dem Bach akzeptiert hat, der das Städtchen heute das sorgenlose Leben verdankt. Aber wenn er sich allein glaubt, ballt er eine böse Faust zum blöden Kino hinüber. Am liebsten schlüge er Krach über diese Schande; aber er ist alt und weise geworden und hat gelernt, den Schnabel zu halten. Doch immer und immer wieder schüttelt er verwirrt den Kopf ob so arger, grosstädtischer Verruchtheit. Ihm imponiert überhaupt vieles nicht, was heute grosse Mode ist. Er hat gar manches gesehen und mitgemacht, der alte Turm, und er hat Zeit, bei sich selber auszumachen, was bleibt und was nur vorübergeht.

Ja, es gibt schönere, höhere und vorab wichtigere Türme draussen, ohne die es keinen Weltverkehr gäbe und kein internationales Zeitsignal. Aber keiner ist mir so ans Herz gewachsen wie dieser einfache Kunde ohne Zifferblatt und Blinkfeuer. Zwar, Hoffart stünde ihm übel an; denn rauher Besenwurf, das ist das echte Staatskleid für einen alten Baselbieter. Nur schade, dass er immer so hartnäckig schweigt! Was könnte er sonst nicht alles erzählen! Von grossen Herren, die vorüberzogen, um eine Welt nach ihrem Willen zu deichseln. Aber auch von Einheimischen, die mutwillig hoch zu Ross stiegen und doch am Ende bei den Bauern liegen mussten. Und von trotzigen Glückskindern, die wie Ikarus in den Himmel schnellten und am eigenen Feuer verbrannten. Und noch von andern, denen die Arbeit an der Drehbank und am Posamentstuhl missfiel, und die voll jungen Uebermuts in die Welt hinaus stürmten. Sie kehrten geschlagen zurück — und es war lange nicht immer ihre Schuld; denn man kann in der Auswahl seiner Zeitgenossen und Eltern nicht vorsichtig genug sein — und Diktatoren sind üble Kumpane!

Es wäre hier noch von den Frauen zu sprechen, diesen intelligenten, elegant gewordenen, charmanten Männer-Verwöhnerinnen, die man in der Fremde so schwer vergisst; aber mich ruft die weite Welt.

*

«Die weite Welt» — das ist mein Leben, mitten in diese Zeit der gewaltsamen Umwälzungen in Ostasien hineingestellt, oder: eine Reisläuferei im Dienste des kolonialen Grosskapitals.

Der einstmals so blühende Plantagenbetrieb in den holländischen Besitzungen war wohl einzigartig in der Welt: durch seine Mannigfaltigkeit, raffinierte Technik und «efficiency». Darüber lässt sich leider in einer launigen «causerie» wie dieser nichts Reelles sagen. Ihr erwartet von mir, dem Urlauber nach 27 tropischen Dienstjahren, auch keine Analyse und keinen vollen Tatsachenbericht vom Untergang dieser kolonialen Welt und dem schaurigen Chaos, das jede Geburt eines neuen Staates verdüstert.

Blut und Brand, planlose Plündereien und Bestialitäten müssen das Zeitmotiv sein im Gefolge der systematischen Vertilgung, womit uns zuvor Nippon bedroht hat. Einiges muss aber doch vom Herzen, weil mir deutlich geworden ist, wie wenig man in der Schweiz von dem Drama weiss, das sich in den niederländischen Besitzungen seit 1942 abspielt.

Die Angelsachsen hatten es sich auch im fernen Osten, ja dort vielleicht noch mehr als anderswo, allzulang bequem gemacht. Um eine gute Konjunktur auszunützen, hatten die Demokratien mit der Umstellung auf die Kriegsökonomie zugewartet — bis es zu spät war.

Für einen Kleinstaat wie Holland mit seinen immensen Interessen und grossen internationalen Gebundenheiten würde es freilich auch dann unmöglich gewesen sein, eine wache Politik im Pacific zu treiben, wenn man sich zeitig genug auf den kommenden Konflikt eingestellt hätte. Es hatte zwar nicht an einem Vorspiel und an frühen Warnungen gefehlt: Unterhandlungen über Schweröl, Benzin und andere strategische Produkte waren von den Holländern 1940 abgebrochen worden, da es zum vorneherein deutlich war, dass Nippon sich eindecken wollte

— für das kommende, grosse Abenteuer. Darnach zog es einen Teil seiner «untergründigen 5. Kolonne» zurück, und Hinterindien musste eine Zeit lang beinahe ohne Photographen und Coiffeure auskommen. Wir haben sie bei der Invasion alle wieder gesehen, diese sympathischen Figaros, und zwar in hohen militärischen und zivilen Posten. Es muss gesagt sein, dass sie sich meistens relativ human betrugen. Die eigentlichen Bluthunde waren die Berufsmilitärs, die in China seit Jahren zu «Helden» und «Henkern» erzogen worden waren. Kem Pe Tei bedeutete für Ostasien dasselbe Grauen wie «Gestapo» für Europa.

Am 7. Dezember 1941, um 07.50 Honoluluzeit, kam die gelbe Lawine stossartig ins Rollen. Die lange verheimlichten, enormen Verluste der amerikanischen Marine brachen der alliierten Verteidigung im Pacific das Genick. Wir sahen als Verbündete Pearl Harbour stets als einen Verrat an, nicht nur von japanischer Seite. Glücklicherweise schloss damit die Kette der skandalösen, unbegreiflichen Nachlässigkeiten.

Unsere Unterseeboote lagen jedenfalls seit den ersten positiven Warnungen vom 27. Januar 1941 im Golf von Siam auf der Lauer, um vom Tage von Pearl Harbour an aktiv die japanischen Landungen in Malaya zu verhindern oder doch zu hemmen. Sie opferten sich für die gemeinsame Sache, so wie kurz darauf bei der Verteidigung von Singapore das moderne Material der niederländisch-indischen Luftmacht bis zum Letzten eingesetzt wurde. Die heroische Aufopferung des holländischen Kreuzergeschwaders der unter holländischem Kommando stehenden alliierten Flotte in der Nacht vom 28. Februar 1942 war ein St. Jakob an der Birs, was Heldenmut und Einsatzfreudigkeit betrifft — leider anders in der Auswirkung!

«Ik val aan!» (Ich greife an!) war das letzte Lebenszeichen, das man vom niederländischen Flaggschiff vernahm; ein paar Kreuzer ohne Luftdeckung stürmten in das konzentrierte Feuer der japanischen Schlachtschiffe, die als undurchdringlicher Schild die starke Invasionsflotte deckten. So wurde den angelsächsischen Kreuzern die Gelegenheit gegeben zu entweichen.

Das war tatsächlich unser St. Jakob an der Birs! Auch wir hatten Basler in der Flanke, egoistische, abseits stehende Zuschauer und kühle Rechner. Und ich vermute, dass die Australier diesen Verrat, wie viele andere, später mit ebenso viel Genugtuung feiern werden, wie man das auch in Basel mit nachträglichem Eifer alljährlich stürmisch tut.

Weltgeschichte ist ja bekanntlich nicht das, was de facto geschieht, sondern das, was man daraus macht und davon hört. Aber dass man den Engländer besser zum «fairen Feind» als in der Kombination «Friedenskonkurrenz» zum ökonomisch gehemmten Waffenbruder hat, das haben wir im Nachkrieg auf Java am eigenen Leib erfahren, wo Haltung und Hingabe der Engländer individuell oft heroisch war; ihre, die holländische Kolonialmacht perfide untergrabende Politik aber nur zu guten Erfolg hatte.

Zum Abschluss für alliierte Hilfe haben die Engländer uns dann wie die biblischen Heuschrecken das Letzte, was die Japaner nicht wegschleppen konnten, abgenommen. Der Abzug der anglo-indischen Kolonialarmee aus Java mit vollgeraubten Schiffen war mit einem Wort: a bloody shame. Man ist in der Schweiz darüber recht übel informiert und wohl übersättigt von den viel näher liegenden Skandalen. Trotzdem

dürfte es interessieren, dass auch Schweizer Gut verschleppt worden ist, und zwar massenhaft und raffiniert, auf Grund willkürlich aufgestellter Kriegsgesetze. So kamen ganze Bibliotheken, Möbel und wertvollste Ethnographika weg.

Von den «gelben Hyänen» möchte ich so wenig wie möglich sagen. Sie haben uns alles entwendet, was für einen Menschen wertvoll sein kann. Unsere Familien sind vernichtet oder zerrissen. Was wir erspart und gesammelt hatten, wurde uns brutal abgenommen. Man führte uns wie räudiges Vieh weg. Man isolierte uns. Getrennt von den Angehörigen, wurden wir hinter geflochtenen Bambuswänden systematisch zu Tode gehungert. Mit Zwangsarbeit wollte man den Widerstandswillen der Weissen in den eroberten Kolonien brechen. Männer, Frauen und Kinder wurden unwürdig geschunden und erniedrigt. Wir waren die «Juden Javas».

Man war daran, uns zu liquidieren. Die Männer sollten in die Bleiminen von Japan verschickt und wahrscheinlich unterwegs torpediert werden. Zuvor hatte man bereits Transporte kriegsgefangener Holländer auf überfüllten Schiffen verdursten lassen — zwischen Ambor und Java. Die älteren Frauen sollten in Vernichtungslagern auf Borneo krepieren. Was im übrigen brauchbar war und die Kinder hatte man den revolutionär gemachten Eingeborenen versprochen.

Von anständigen Japanern waren wir gewarnt worden. Atemlos folgten wir in den Camps dem Wettlauf zwischen «Onkel Sam» und «Freund Hein». Es war ein grausiger Totentanz mit uns selber als Einsatz. Da kam «Hiroshima» — und auch ihre Welt zerfiel in Glut und Grauen. «Wer Wind sät, wird Sturm ernten».

Mit historischem Sinn und stoischem Gleichmut ertrug man dieses düstere Erleben besser als derjenige, der sich allzusehr um materielle Verluste härmte. Aber 40 vom Hundert von uns Kolonisten sind nicht mehr, 20 oder mehr vom Hundert sind durch systematische Unterernährung und psychische Defekte fürs weitere Leben unbrauchbar geworden. Der Rest geht einer dunklen Zukunft entgegen. Nur Spezialisten haben noch gewisse Möglichkeiten im neuen Staat.

Jahrelange Fremdherrschaft hat die Holländer nicht gebrochen, nur verwildert und chauvinistisch gemacht. Man lebte v o r der Sintflut, ein ganzes Volk, gut und lässig vom Erbe der Väter zehrend. Es war überreich und trug, dank der Kolonien, der Schiffahrt und des Transitverkehrs reichlich Zinsen. Man erwachte, wie aus einem schönen Traum; arm und unfrei, aber nicht gewillt unterzugehen.

Was die niederländischen Frauen in den Kolonien an Widerstand geboten haben, mutet ganz altschweizerisch heroisch an. Heroisch war auch der Widerstand des Volkes als Ganzes daheim: vom Fährmann bis zum Studenten und Minister, sie alle boten ihr Leben feil für die Freiheit. Ich spreche von den «Rechten», nicht von den «Verkehrten», deren es hier auch genug gab, selbst ohne Besetzung.

Ihr alle könnt mithelfen, diesem stammverwandten, etwas spröden, würdigen Volk wieder auf die Beine zu helfen. Kauft holländische Zigarren und Blumenzwiebeln, Radios und «Bols», das gibt ihm Devisen, also Brot! Oder ladet einen Holländer mit seiner Frau für ein paar Wochen in die Schweiz ein; wenn das zu schwierig ist, so deren ausgehungertes, blondes Kind. Vergesst vorab nicht, dass die Holländer vor

dem Kriege unsere besten Kunden und Kurgäste waren! Ihr könnt wirklich nicht wissen, was das heisst, einige Wochen der übeln Atmosphäre des Nachkriegs mit seiner politischen Verhetzung und Zwangsökonomie entfliehen zu können. Das muss man selber erlebt haben!

*

Zum Schluss will ich von meinen Bergen, den tropischen Vulkanen noch etwas vorbringen. Seit über 25 Jahren sind sie meine täglichen Nachbarn gewesen. Bei ihnen war ich zu Gast, wie der arme Lazarus am Tische der Reichen. Ihren starken Atem habe ich stets um mich gefühlt und mit der kühlen Bergluft des tropischen Hochlandes eingesogen. Daneben weiss ich um das verschwiegene Beben dieser nervösen, glühenden Kumpane. Sie haben mein Leben überschattet und meine Arbeit gesegnet. Ihnen gilt meine letzte Liebe, stärker und eindeutiger als alles, was Menschen bindet.

Da ist der mörderische Kelut mit seinem düstern Kratermeer, das er in wüstem Ausbruch kurz vor meiner Ankunft auf Java über das reiche Land zu seinen Füssen geschleudert hatte, Zehntausende vernichtend und doch immer wieder die mutwillig ausgesogene Erde mit wilder Kraft und neuer Süsse sättigend. Hier dehnen sich die immensen Zucker- und Sisalpflanzungen, deren Ernteertrag den Weltpreis beeinflusst.

Dort ist der kühne Raung, der östlichste in der langen Kette der javanischen Vulkane, mit seinem unvergesslichen Alpenglühen in der Trockenzeit — ein grandioser hohler Zahn, den die mutwillig junge Erde ausgestossen hat und dessen reine «Caldera» das Entzücken jedes Vulkanologen bildet. Kautschukplantagen, Reisfelder und Tabakgärten umsäumen seinen breiten Fuss.

Die besten und letzten Jahre habe ich auf dem Semeru verbracht, auf dessen höchster Kaffeeplantage, dicht unterm Krater, wo ich die Schweizerfahne neben der holländischen wehen liess. Wenn ich wieder an die Arbeit gehen kann, dann weiss ich, dass ich wenigstens ihn unverändert zurückfinde, ihn, den Semeru, den die Bergkenner zum Imposantesten auf dieser Welt zählen. Ein beinahe Viertausender reckt er sich wuchtig aus dem Urwaldmantel der südlichen Küste mit nackten Schultern in den blendenden Tropenhimmel empor, alles dominierend, in einsamer, unvergesslicher Grösse.

Die Alpen sind ja grandios; aber sie leben nicht mehr für mich, seit ich die tropischen Vulkane kenne. Sie sind nur Eis und Stein — und wecken das geologische Interesse. Diese Recken aber atmen und fiebern und glühen mit immenser Intensität. Zuweilen sind sie erschreckend grausam und mörderisch, dann wieder so unbegreiflich gütig. Ihnen bin ich hörig. Dort will ich sterben und begraben sein — mit mannshohem, tropischem Edelweiss überm einfachen Stein.